

Es ist 7.30 Uhr und noch dunkel, grelles Flutlicht erhellt die Tagebau-Kante und den Parkplatz mit unzähligen Polizeitransportern. Ich stehe bei 6 Grad und Dauerregen auf einem Wall und während sich direkt vor mir eine bedrohlich wirkende Polizeikette aufbaut, liege ich plötzlich in den Armen einer ehemaligen Schülerin - dieser unerwartete Moment ist wohl der Höhepunkt meiner insgesamt emotional sehr aufwühlenden Lützerath-Aktion, von der ich hier berichten möchte. Ich will diese Geschichte erzählen, um zu zeigen, dass der Widerstand in Lützerath ein friedlicher und vielfältiger war, der Menschen aus allen Teilen der Bevölkerung miteinander vereint hat – und was meine persönliche Motivation für diesen Widerstand war.

*Alle Namen in diesem Bericht habe ich zum Schutz der Aktivist*in frei erfunden. Die Ansichten in diesem Text sind meine persönliche Meinung und müssen nicht mit der offiziellen Haltung des Vereins Teachers for Future Germany e.V. übereinstimmen.*

Ich bin 40 Jahre alt, verbeamtete Lehrerin in Elternzeit, führe ein bürgerliches Leben und habe zwei kleine Kinder. Letztere sind der Grund, warum ich aller Zweifel und Ängste zum Trotz meinen Rucksack packe und mich wirklich auf den Weg nach Lützerath mache. Irgendwann im Herbst habe ich den Aufruf des Aktionsbündnisses „X-Tausend für Lützerath“ unterschrieben: „Wenn die Landesregierung Lützerath räumen und abreißen will, werde ich vor Ort sein und mich der Zerstörung in den Weg stellen.“ Eine Unterschrift im Internet leisten – das ist schnell getan. Doch ob ich das wirklich in die Tat umsetzen werde? Im Herbst schien die Räumung noch weit weg, vielleicht sogar noch abwendbar. Als Ende des Jahres deutlich wird, dass die Räumung Anfang Januar ansteht, fange ich vage an zu planen, obwohl ich mir selber nicht glaube, dass ich das wirklich durchziehen werde: ich besorge mir bei den Nachbarn warme Klamotten und diskutiere mit meinem Mann, ob meine Pläne für die Familie tragbar sind. Unterstützt er mich? Wie lange kann er zu Hause die Stellung halten? Welche Konsequenzen hat mein Handeln wohl? Riskiere ich meinen Beamtenstatus? Wir einigen uns auf zwei Nächte vor Ort.

Die Bedenken bleiben bis zum letzten Moment. Noch als ich am Montagmorgen alles in den Rucksack stopfe, weiß ich bis zur Ankunft vor Ort nicht, wo ich die nächsten beiden Nächte verbringen soll: wirklich in Lützerath – oder doch lieber außerhalb, in Keyenberg, in „Unser aller Camp“. Von außen supporten erscheint so viel einfacher. Und bringt doch auch etwas, oder? Außerdem: Wer weiß, wann wirklich geräumt wird, vielleicht fahre ich in zwei Tagen ohnehin wieder freiwillig hier ab?

Letztendlich steuere ich erstmal Lützerath selber an – da kenne ich mich zumindest ein wenig aus, war gestern noch zum Dorfspaziergang hier, hatte letzte Woche Lebensmittel vorbeigebracht. Im Ort kenne ich niemanden persönlich, was die Entscheidung doppelt schwer macht. Nur in Aktion gehen mit Menschen, denen man vertraut, heißt es immer. Doch in meinem persönlichen Umfeld gibt es niemanden, der das hier mitmachen will oder kann. Einmal angekommen, machen die Menschen es mir dann aber leicht: „Du willst hierbleiben? Ja nice, herzlich willkommen. Such dir doch am besten einen Schlafplatz in einer der Hallen, da ist es trocken und windgeschützt. Gleich um 14 Uhr ist auch ein Aktionstraining in der Paula“. Ok, ich lege mein Zeug in einer Halle ab und zum Glück weiß ich ja auch schon, was die „Paula“ ist. Irgendwie ist mir in diesem Moment die Entscheidung abgenommen worden – ich bleibe jetzt hier! Erste Mission: eine Bezugsgruppe finden, Menschen, die in der Aktion bei mir sind und auf mich aufpassen. Beim Aktionstraining lerne ich andere Aktivist*innen kennen, die auch noch neu sind: Mala*, 33 und Falter*, 18. Wir beschließen, uns zusammen zu tun. Am Anfang ist auch noch Karl* dabei, doch sie finden wir leider abends nicht wieder. Fast alle außer mir nennen nur ihre Aktionsnamen und planen, ihre Identität zu verweigern, aus Angst vor oder aufgrund der Erfahrung von Repressionen. Das kommt für mich irgendwie nicht in Frage. Mit zwei Kindern kann ich es mir nicht erlauben, einige Tage in der Gefangenen-Sammelstelle zu verbringen – das ist das, was voraussichtlich passiert, wenn ein Mensch seine Identität verweigert.

Mala holt Falter und mich in ihr Schlafquartier, eine alte Scheune. Was für ein wunderbarer Schlafplatz: es ist warm, trocken und duftet nach Heu. Ich schlage mein Zelt auf und Falter zieht gleich mit ein. Sie wird mein Buddy für die nächsten beiden Tage werden und ist genau wie ich gerade lieber hier als in der Schule. Gemeinsam werden wir meistern, was an Herausforderungen auf uns wartet. Der Tag verfliegt mit diversen Plenums-Treffen und ich lerne viel darüber, wie unglaublich das Leben hier organisiert ist. Es gibt



Bezugsgruppen, Orga-Gruppen, Aktion-Plenum, to-do-Plenum und vieles mehr. Und definitiv keine Hierarchien, alle sind gleich berechtigt.

Abends am Feuer mache ich zum ersten Mal mein Handy an. Von meinen Kolleg:innen von Teachers for Future kommt Zuspruch und Respekt, aber auch Sorge: Hast du keine Angst vor den Konsequenzen? Hab ich? Ich weiß es nicht. Jetzt gerade am Feuer denke ich: Nein! Doch die Worte „Hausfriedensbruch“ und „Landfriedensbruch“ schwirren jetzt in meinem Kopf herum. Ich schiebe sie weg und gehe schlafen.

Der nächste Tag beginnt spät (ohne Strom wartet man eben, bis es hell wird), dann aber mit einem „mittleren Alarm“: Jede Menge Polizei vorne am „Gelben X“, es wird Verstärkung gebraucht. Falter und ich ziehen uns an, stellen fest, das Mala wie angekündigt schon seit 6 Uhr draußen auf der Straße sitzt und checken erstmal die Lage. Als wir am „Gelben X“ ankommen, scheinen genug Aktivist:innen die Stellung zu halten, die Situation hat sich entspannt. Wir entschließen, erstmal Klo und Küfa anzusteuern: Die „Küche für Alle“ wollte eigentlich gestern abbauen und das Dorf verlassen, doch im letzten Moment hat sie entschieden, bis zum bitteren Ende zu bleiben. Gott sei Dank! Als wir uns einen heißen Tee zapfen, wird das Frühstück aufgebaut: Porridge in einer großen Plastikkiste, Apfelstücke in einer zweiten. Ein Mensch in Sani-Uniform will mit der Ausgabe beginnen, da wird er per Funk vorne zur Aktion gerufen. „Kann jemand bitte schnell die Ausgabe übernehmen?“, fragt er. Falter und ich schauen uns an, schnappen uns die Kellen und los geht's. Ein sehr dankbarer Job, stelle ich schnell fest: Man sieht viele Aktivist:innen mal und vor allem: alle freuen sich über Essen und bedanken sich bei uns („Ich hab nichts beigetragen, ich teile nur aus“ - „Trotzdem Danke, dass du das machst“). Nach 1,5 Stunden sind über 200 Menschen mit Essen versorgt und wir gehen endlich mal zum Klo. Als wir schließlich selber frühstücken, hören wir, dass vorne auch dringend Essen benötigt wird – für die Menschen, die seit Stunden die Blockade aufrecht halten. Falter und ich haben den nächsten Job gefunden: Wir suchen uns große Eimer, füllen Porridge und Linsensuppe dort rein und packen außer Besteck und Tellern noch die Brötchen und die Schokolade dazu, die ein paar ältere Damen aus dem Nachbardorf gerade als Spenden vorbeigebracht haben. Mit einem alten Einkaufswagen machen uns auf den Weg auf die andere Seite des Weilers, wegen der Matsche einmal ganz außen rum. Wir kommen an der Mahnwache vorbei, in der ein paar Menschen seit 2,5 Jahren die Stellung halten. Sie packen uns noch ein paar Thermoskannen ihres berühmten Kaffees dazu. Ein paar Aktivist:innen auf

Tripods schicken wir Schokolade nach oben, bevor wir uns direkt hinter der Blockade aufbauen. Ein Tripod jenseits des Walls ist inzwischen schon verschwunden, die Polizei hat „uns“ ein gutes Stück zurückgedrängt. Noch steht der Greenpeace-Truck mit dem riesigen gelben X auf der Straße – die Polizei will ihn heute hier wegstücken, das ist klar. Wir füllen Teller (inzwischen sind wir ein Vierer-Team) und laufen damit durch die Sitzblockaden: Dankbare Menschen freuen sich über eine warme Mahlzeit, einen Schokoriegel oder einfach einen Kaffee. Zwischendurch werden wir beklatscht und bejubelt, ein paar singen: „Ohne KüfA - wär'n wir gar nicht hier“. Ich fühle mich beschämt, bin ich doch erst seit gestern hier und mache so einen einfachen Job, trotzdem bedanken sich alle bei mir. Ich gebe den Dank zurück und meine es ernst: All diesen Menschen, die schon viel länger hier sind, die diese Strukturen mit aufgebaut haben und es möglich machen, dass wir versuchen, hier das Pariser Abkommen zu verteidigen, bin ich unendlich dankbar. Ich bewundere sie für ihren Mut, ihre Ausdauer – und ihre Freundlichkeit.



Nach sechs Stunden Essensausgabe ist schließlich nichts mehr da, bis zum Abendessen dauert es ein paar Stunden. Ich rufe mal kurz zu Hause an – dort läuft das Telefon heiß, weil unsere Familien von meinem Lützi-Aufenthalt erfahren haben. Jetzt muss er nicht nur die Stellung halten, sondern auch noch alle beruhigen....

Falter und ich entschließen, uns zu der Sitzblockade zu gesellen. Inzwischen hat es angefangen zu regnen, doch alle halten tapfer die Stellung. In der „Eibenkapelle“ an der Kreuzung sehe ich die Menschen von „Kirche im Dorf lassen“ - zumeist ältere Menschen, gläubig, hier aus der Region, die sich gefunden haben im Widerstand gegen die Entweihung und den Abriss ihrer Kirchen. Sie feiern eine Andacht, zitieren aus *Laudato Si* und singen. Im entscheidenden Moment am nächsten Tag, werden

sie tun, was zumindest ich nicht erwartet habe: Sie bleiben in der Eibenkapelle sitzen, bis die Polizei sie räumt.

An der Blockade rollen fünf Menschen einen Anhänger heran, darauf steht ein altes Klavier. Während vier der Jungs das Klavier von allen Seiten sichern, setzt der fünfte sich auf den Wagen und fängt an zu spielen. Er singt den „Earth Song“ von Michael Jackson: „What have we done to the world – look, what we've done“ - selten hat dieser Text so viel Sinn gemacht wie im Angesicht der hässlichen Fratze des Tagebaus: Was tun wir der Erde an? Während wir noch darüber nachdenken, stimmt



unser Pianist aber „Imagine“ an - sofort singen alle mit. Die besungene Utopie – hier in dieser völlig unwahrscheinlichen, wundervollen Gemeinschaft von Lützerath wird sie ein bisschen greifbarer. Mit dem nächsten Lied wird es fröhlich, sogar ausgelassen – und plötzlich tanzen alle im strömenden Regen. Die Polizei hat indes Schichtwechsel und der neu eingewechselte Polizist fragt seinen Kollegen: „Wo kommt denn eigentlich diese Party her?“ Ich kann mir nicht verkneifen, zu antworten: „Vielleicht aus der Gewissheit, das Richtige zu tun...“ Am Ende des Tages, nachdem der Polizeikontakt für die Nacht einen Deal mit der Polizei aushandeln konnte, nach langem Anstehen an der KüfA für ein Abendessen und einem begleitenden Violinenkonzert in einer stockdunklen Halle, nachdem das Klavier auf die Wohnwagen gehievt wurde, die als Barrikaden Eckhardts Hof schützen sollen und wir noch am Feuer der Klaviermusik gelauscht haben, krieche ich völlig erschöpft in meinen Schlafsack, zu müde, um über den nächsten Tag nachzudenken.

Ein Fehler, wie sich herausstellt: Am nächsten Morgen werden wir mit einem „großen Alarm“ geweckt. Diesmal nehmen wir unseren „Aktionsrucksack“ mit, mit allem, was wir zu retten hoffen, und ich verabschiede mich gedanklich von meinem Zelt und meinem warmen Schlafsack. Draußen erwarten uns Regen, grelles Flutlicht und zahllose Hundertschaften hinter dem Wall. Am Bauzaun interviewt mich eine Journalistin: „RWE hat die Aktivist:innen aufgefordert zu gehen, was antworten Sie darauf?“. Gute Frage. „Wir fordern RWE auch auf, zu gehen“, sage ich schließlich, „sie sollen Lützerath in Ruhe lassen“.

Wir wissen nicht, was genau zu tun, klettern erstmal auf den Wall und bauen uns dort auf – als könnten wir gegen die geschulten und bewaffneten Menschen in Schwarz auf der anderen Seite wirklich irgendetwas ausrichten. Ich weiß nicht, was zu tun, wo soll ich hin, wo kann ich wirksam sein? Ich frage die verummte Aktivistin neben mir, wir überlegen zusammen, was Sinn macht. Plötzlich hält sie inne, starrt mich an und sagt: „Frau Feuser? Sind Sie das?“ Ich bin völlig perplex. „Jaaa“, antworte ich zögernd, „und wer bist Du?“ „Ich bin es, Clio*“ (auch wenn sie hier natürlich ihren echten Namen gesagt hat). Es ist unglaublich: Clio war fünf Jahre lang meine Schülerin – ich ihre Klassenlehrerin. Und jetzt steht sie hier – auf diesem Wall, im Angesicht der Polizei. Es ist eine Begegnung wie im Film. Wir fallen uns in die Arme und freuen uns beide so sehr. Sie stellt mich ihrem Buddy vor, Chili*: „Das ist meine Klassenlehrerin“ - „Ach quatsch, echt jetzt?“ Chili kann es fast nicht glauben. Von nun an sind wir ein Vierer-Team – und wie von Zauberhand habe ich die tollste Bezugsgruppe, die ich mir vorstellen kann. Und das ist auch dringend nötig – denn nur 20 Minuten später sind wir gemeinsam eingekesselt. Auf unserem Weg entlang der Tagebaukante kommen uns plötzlich 20 Polizist:innen entgegen. Wir sind



4, die 20. Was sollen wir tun? Wir sind total hilflos. Zum Glück kommen von der Dorfwiese viele weitere Menschen. Schnell haben wir uns eingehakt, jetzt sind wir auch 20, und verschließen den Eingang auf die Dorfwiese. Doch als ich mich umschaue, sehe ich überall Polizei, auf dem ganzen Gelände. Es tut weh, das zu sehen, das schöne Dorf, jetzt sind sie drin. Trotzdem halten wir die Stellung. Vor einem einsamen, wirkungslosen Bauzaun-Element gehen wir in die Sitzblockade, eingekesselt von beiden Seiten, und fangen an zu singen: „Solid as rock, rooted as tree, we are here, standing strong, in our rightful place“. Ein bisschen hilft es. Ich bin hier richtig, ich tue das Richtige. Clio und Falter und Chili sind auch da, und ich bin froh. Sie sind fast 20 Jahre jünger als ich – und so viel stärker. Ich fange an zu weinen, weil ich Angst habe: vor der Polizei, mit ihren Schlagstöcken, ihren Schildern und ihrem Pfefferspray. Clio hält meine Hand, verkehrte Welt.

Die Polizei fordert uns auf, zu gehen, sie belehrt uns über das Aufenthaltsverbot. Dreimal müssen sie das tun, bevor sie Zwang anwenden dürfen, so habe ich es im Aktionstraining gelernt. Und zwar so, dass es alle verstehen können. Deshalb fangen wir einfach wieder an zu singen, zu der Melodie eines alten Volksliedes (Hejo, spann den Wagen an): „Wehrt euch, leistet Widerstand, gegen die Braunkohle hier im Land – auf die Barrikaden, auf die Barrikaden“. Singen macht Mut, aber nicht genug – ich habe immer noch Angst. Auch vor den Konsequenzen, die auf mich warten. Irgendwann fange ich an, laut auf die Polizist:innen einzureden: Ich will, dass sie wissen, wer ich bin und warum ich das hier tue. Ich erzähle ihnen, dass ich zwei kleine Kinder zu Hause habe und dass sie der Grund sind, warum ich hier sitze. Dass ich auch Staatsbeamtin bin, Lehrerin, und tagtäglich mit jungen Menschen konfrontiert bin, die Angst haben und verzweifelt sind im Angesicht der Klimakatastrophe. Ich rede über die Toten im Ahrtal und über Hitzesommer, über die Szenarien einer drei Grad wärmeren Welt: Ernteausfälle, Fluten, Nahrungs- und Wasserknappheit, einen unbewohnbaren Mittelmeerraum, alles kommt auf einmal raus. „Und davor“, teile ich den Polizist:innen mit, „habe ich noch viel mehr Angst als vor euch – und deshalb sitze ich hier.“ Als ich mich später dazu entscheide, mich abführen zu lassen, auch, während die meisten anderen sitzen bleiben, und mich schäme, dass ich nicht den Mut habe, auch zu bleiben, sagt Clio zu mir: „Dafür hast du zwei Polizisten zum Weinen gebracht. Ich habe den Beweis auf Video“.

Clio und Chili und Falter werden sitzen bleiben. Sie sind mutiger als ich. „Ich weiß nicht, ob ich das Recht habe, das zu

denken“, sage ich zu Clio, „aber ich bin stolz auf dich“. Sie lacht und gestattet mir meinen Stolz. Niemand nimmt es mir übel, dass ich nicht bleibe. Als ich schließlich von der Polizei heraus geführt werde, werde ich, wie jede:r Aktivist:in, mit Jubel verabschiedet. Ich komme an vielen Menschen auf Tripods und Dächern vorbei – sie werden ausharren, so lange, bis sie heruntergeholt werden, sie riskieren ihr Leben, ihre körperliche Unversehrtheit, während ich einfach gehe - und doch rufen sie mir zu: „Du - bist - nicht - allein, du bist nicht allein.“



Hinter mehreren Polizei-Sperren werde ich abgesetzt und kann gehen. Ein paar Menschen stehen hier, auch vom sogenannten Awareness-Team. Ich werde in den Arm genommen, von wildfremden Menschen, und fange schon wieder an zu weinen. Ich bin unendlich traurig. Darüber, dass ich aufgegeben habe. Darüber, dass es nun vorbei ist, dass RWE gewinnen wird. Und ich bin wütend, auf RWE, auf Herbert Reul, auf Mona Neubaur und Robert Habeck und auf die Polizei. Auch wenn ich selber das Glück hatte, freundlich und respektvoll behandelt worden zu sein. „Überall Polizei – nirgendwo Gerechtigkeit“ rufen ein paar Menschen neben mir. In meinem bürgerlichen Leben löst so ein Spruch eigentlich Befremden aus – aber hier in diesem Moment fühle ich ihn. Das, was hier mithilfe der Polizei gewaltvoll durchgesetzt wird, ist einfach nur ein ganz großes Unrecht. Ein Verbrechen an der Erde, die uns am Leben erhält, ein Verbrechen an den Bewohner:innen dieses Dorfes wie Eckhard Heukamp, ein Verbrechen an der jungen Generation. Ein Verbrechen an meinen Kindern. 280 Mio Tonnen Kohle liegen unter Lützerath – mit dieser Menge ist Pariser Abkommen von deutscher Seite nicht einhaltbar. Es ist das vorsätzliche Brechen eines völkerrechtlichen Vertrages. Es ist das Gegenteil von Gerechtigkeit.

Am Ende des Feldwegs haben die Aktivist:innen aus „Unser Aller Camp“ etwas aufgebaut, was sich für mich wie eine Auffangstation anfühlt. Ich werde herzlich empfangen und bekomme, Tee, Suppe, Schokolade und noch ein paar



Umarmungen. Erst stehe ich etwas verloren herum, dann komme ich ins Gespräch. Mit Katja Diehl, der Bestseller-Autorin, die auch schon seit Tagen hier ist. Mit einem Menschen, der zweieinhalb Jahre in der Mahnwache gelebt hat und immer wieder mit den Tränen kämpft. Mit dem Pianisten, der uns gestern alle zu Tränen gerührt und die Party geschmissen hat. Die Zeit vergeht, alle 15 Minuten fährt ein Shuttle in „Unser Aller Camp“. Aber ich bleibe. Irgendwie hoffe ich noch darauf, dass die Polizei meine Bezugsgruppe gehen lässt, denn ein paar Aktivist:innen habe ich schon getroffen, die trotz Räumung und Identitätsverweigerung wieder gehen durften. Nach drei Stunden passiert es wirklich: Clio, Chili und Falter kommen den Feldweg entlang. Wir fallen uns in die Arme und freuen uns, als wären wir Freunde, die sich seit Jahren nicht gesehen haben.... Voller Adrenalin und voller Trauer gleichzeitig hocken wir noch zusammen und tauschen unsere Geschichten aus. Clio erzählt, wie sie in der Blockade angefangen haben, das „How-to-save-the-Planet-Quiz“ zu spielen, das sie am Tag vorher noch im „Free Shop“ des Dorfes eingesteckt hat – und wie schließlich sogar einige Polizist:innen angefangen haben, mitzuraten. Es sind diese kleinen Anekdoten, die uns in diesem Moment zusammenbringen und uns stark sein lassen: die kleinen Erfolge und die lustigen Momente. Die Erinnerung an die gelebte Utopie in diesem Dorf, die mir mehr denn je gezeigt hat, wie wir eigentlich gerne zusammenleben wollen – jenseits von Profitgier.

Inga Feuser